

22) Helge Bendels Luftschlösser.

Ein Chicago-Roman von Henning Berger.

Er schob Helge durch die Tür in einen ganz kleinen Raum, der nichts anderes enthielt als einen großen Schreibtisch, ein paar Stühle und einen Schrank. Eine Tür führte in ein anderes, inneres Zimmer, in dem Fächer mit Büchern, Flaschen, weißen Tiegeln und Retorten zu sehen waren. Alles roch stark nach einem exotischen Balsam.

— Ich wollte eigentlich in den „Palette- und Meißel-Klub“, murmelte Helge.

— Palette . . . — Was sagst Du? Was ist denn das für ein Lumpenklub? sagte Chebelli voll Verachtung. — Nein — gestern war ich als Gast im „Union League Club“ — nur Millionäre — und hielt später einen Vortrag über die italienische Renaissance. Und heute abend bin ich zum Ball bei Mrs. Potter Palmer — also allzulang darfst Du mich nicht aufhalten.

Bendel brach in Lachen aus.

— Nein, sagte er. Ich gehe schon gleich. Aber was ist das eigentlich für ein Hofuspokus, den Du hier treibst? Schief einmal los mit Deinen Schwarzkünsten!

Augenblicklich war Chebelli verwandelt. Er sank schwer in den Schreibstisch, ließ das Monotel fallen und stützte sein durchfurchtes, vergrämtes und sorgenvolles Gesicht in die hageren Hände.

— Eine Hölle ist es! stöhnte er.

Bendel setzte sich und hob die Masse von Briefen auf, die in einen Korb lagen. Sie schienen sämtlich aus Skandinavien und Finnland zu stammen, mit schlechter Schrift und Orthographie, und die Unterschriften wiederholten endlos die Namen Swanson, Nelson, Johnson, Peterson, Olson usw. Chebelli schüttelte den Kopf.

— Ja, sagte er, das ist nun augenblicklich mein Geschäft. Ich besorge die ganze skandinavische Korrespondenz für einen Quackfalter, der sich Sweeney nennt. Gesehen hab' ich ihn nie; ich glaube, er lebt in San Franzisko. Aber er hat ein paar tausend Bureaus in sämtlichen Staaten, und einen ganzen Haufen von Deutschen, Franzosen, Russen, Italienern, Schweden — alle nur möglichen Nationen —, die die Briefe auf seine Annoncen beantworten. So wird das gemacht, siehst Du —

Er brach ab und reichte Helge einen Zeitungsausschnitt.

Es war ein großes Inserat aus einer schwedisch-amerikanischen Zeitung, in dem gewöhnlichen marktshreierischen Ton gehalten, das für alle nur erdenklichen Krankheiten Heilung versprach, wenn man sich bloß an die skandinavische Abteilung in Lister Building wandte.

— Aber weißt Du, fuhr Chebelli fort und heftete einen seltsamen Blick auf Bendel — das ist noch nicht das Schlimmste. Erst erhält der arme Teufel, der darauf antwortet, ein Frageformular, das er ausfüllen muß. Der abgedankte Mediziner, der dafür angestellt ist, weiß auch gleich, wie die Dinge liegen. Ein heruntergekommener Pharmazeut, der sich ebenfalls auf all seinen Geschäftsstellen vorfindet, besorgt die Apothekerwaren. Dann mischen diese Schufte eine Mischung von Patentheilmitteln zusammen und schicken zuerst etwas, was den Kranken ein bißchen belebt. Voller Hoffnung setzt er die Kur fort, und nun gilt es, nicht ihn gesund zu machen, sondern sein Elend solange wie möglich hinauszuziehen, um ihn recht gründlich zu rupfen. Darum bekommt er, in angenehmer Abwechslung, die schmerzhaftesten Gifte, und wird kränker oder gesünder, ganz nach unserem Belieben. Zuletzt stirbt er oder ist für immer ruiniert, hat kein Geld mehr; und dann bekommt er noch eine Dosis richtige Medizin und dann — adieu!

Chebelli lachte ein gespensterhaftes Lächeln.

— Aber das ist ja entsetzlich! rief Helge und schlug mit der Hand auf den Briefstapel.

— Freilich, sagte Chebelli. Und zu denken, daß ich bei etwas derartigem mitmachen muß — um nicht zu verhungern —, ich, der ich mit einer russischen Fürstin verheiratet war. . .

— Was glaubst Du, sagte Helge, daß Dein Vater, der selber Apotheker war, dazu sagen würde, wenn er noch lebte?

Aber Chebelli starrte geistesabwesend vor sich hin.

— Und die Briefe, die ich beantworten muß! sagte er. Gedruckt könnte man sie gar nicht wiedergeben. Aber das Schlimmste ist, wenn z. B. so einer kommt —

Er griff in den Haufen nach einem Brief und las laut:

— Hochgeehrter, bester, barmherziger Herr Doktor! — Du solltest die Orthographie sehen, unterbrach er sich. Das ist von einem Bauern aus Manistee in Michigan. Aber ich les' ihn Dir, als wäre er korrekt geschrieben, sonst verstehst Du es gar nicht. — Also:

— Jetzt sind alle Mittel wieder zu Ende und es wird immer schlimmer und schlimmer mit mir. Ich kann kaum mehr gehen und weiß nicht, was ich anfangen soll. Bester Herr Doktor, Sie sind ja mein Landsmann und können ja nicht wollen, daß ein Landsmann ganz zugrunde gehen soll! Um Jesu Christi willen retten Sie mich und schicken Sie mir etwas, was bald hilft! Morgen verkaufe ich zwei Kühe, denn ich habe kein Geld mehr, und dann schicke ich gewiß morgen, wenn ich in der Stadt bin, Geld. Meine arme Frau begreift nichts von dem ganzen Elend und meint, es sei Rheumatismus, und ich schäme mich, ihr die Wahrheit zu sagen. Bester, barmherziger Herr Doktor, ich will es Ihnen in Ewigkeit danken —

— Hör auf! rief Helge und sprang in die Höhe. Ich kann nicht weiter hören! Wie kannst Du auch nur eine Minute lang —

Chebelli lachte ein leeres, klangloses Lachen und antwortete nicht. Es war auch nicht notwendig. Sein ganzes müdes, verzweifelttes Aussehen verriet deutlicher seinen Untergang, als hätte er ihn von den Dächern herab ausgerufen. Und der ausgeplünderte Briefschreiber war nicht näher dem Abgrund, als der, den er um Hilfe anflehte.

Bendel verabschiedete sich hastig und ging, während Chebelli von einem Kassenschrank schwakte, dessen Schloß verdreht sei und weswegen er sich gezwungen sähe, ihn um ein Darlehen von zehn — nein fünf — oder dann wenigstens einem, einem einzigen Dollar anzugehen. Oder einem halben wenigstens — ha ha, mein Gott — es war ja lächerlich — fünfzig Cents. . . Helge fand den Winkel, wo die schmale, steile Eisentreppe fast senkrecht emporführte, mehr wie eine Leiter, und kletterte noch vier Stockwerke weiter hinauf, was trotz der Beschwerlichkeit schneller ging als mit dem Lift.

Im obersten Stock fiel aus ein paar großen, staubigen Dachfenstern ein flächengrünes Licht auf die ausgetretenen Planken des Korridorbodens. In einer Ecke standen alte, zerbrochene Staffeleien, Blendrahmen und Gestelle. Eine schwarze Kake saß regungslos neben einem zersprungenen Majolikafuß, aus dem sich die verrosteten und mit Spinnweb umspinnenen Reste eines Markartbucklets hoben. Sogar die Kake war mit Staub überzogen, und wen die Luft anwandelte, ihr einen Fußtritt zu versehen, der entdeckte, daß sie aus Gusseisen war.

Auf einer grünen Tür stand in roten Buchstaben der Name des Klubs und das Zeichen der Palette mit Pinsel, Hammer und Meißel gemalt. Ein chinesischer Gong hing statt der Klingel an einem Haken neben der Tür. Die Eingeweiheten schlugen zwei lange und drei kurze Schläge.

Die Tür stand halboffen, und ein starker Lichtschein fiel aus dem Spalt. Mitten im Saal stand Frank Holme und malte in der vollen Beleuchtung zweier starker elektrischer Reflektoren. Auf einem Podium, einem gewöhnlichen, rohen Modelltisch aus Holz, der mit Kreidestrichen und Reißnägeln bedeckt war, um die Fußstellungen der einzelnen Modelle zu bezeichnen, stand ein junges Mädchen in Tanzstellung. Ihr Gesicht war in der Beleuchtung und vor Würdigkeit freideweiß.

Das Klublokal bestand aus zwei in eines verwandelten Ateliers und ein paar kleinen Räumen. In dem großen Saal wurde gearbeitet, studiert und ab und zu ein Fest abgehalten. Die Wände waren mit Skizzen und Studien in Kohle, Kreide, Tusche und Öl bedeckt. Die Mehrzahl bestand aus Croquis, aber auch einige Zeichnungen und ein paar Monotypen fanden sich darunter. Die meisten Mitglieder waren an Zeitungen oder lithographischen Anstalten angestellt, was Holzschnitte und Reklameplakate bezogen. Steinlens Raben und Cassendirnen, Lantres Arbeiterhufe und ein paar Imitationen alter Stiche mischten sich unter die eigenen Werke.

Schemel, Stühle, Staffeleien, Leinwand- und Papierrollen, Drehscheiben mit nassen Lappen darum, Tonmassen, ein paar Pressen, einige Mannequins und Unmengen von Flaschen, Tuben, Behältern waren in allen vier Ecken und den Winkeln und Zwischenräumen sonst, die Dach und Wände bildeten, aufgehängt. Eine Wasserleitung tropfte eintönig, die Dachvorhänge und Zuggardinen waren schief und windberzogen wie in einem Photographenatelier, und das Blech der Lampen war verbogen und da und dort nahe am Herunterfallen. Die kleinen Nebenräume lagen im Dunkel, aber Fächer mit Gerümpel, Mappen und Handwerksgeräte aller Art schauten durch die Türöffnungen. Ein dreiteiliger Schirm verbergte nur zur Hälfte den Stuhl mit den Kleidern des Modells, den heruntergetretenen Rock, den zerknüllten Hut, die schiefen Halbschuhe und das zerstückte und schmutzige rosafeidene Korsett. Am Hemd sah man die Schweifringe der Armlöcher.

— Guten Abend, Frau!, grüßte Wendel.

Holme rieb die Leinwand mit einem Stoffchen ab; da er den Pinsel im Mund hatte, vernahmte er nicht zu antworten, sondern nickte nur zerstreut. Er war lang, bager, hektisch. Sein Indianerprofil milderten ein paar schwarze, sanfte Augen, die, bereits vom Tod gezeichnet, träumend irgendetwas Kommendem entgegenblickten.

(Fortsetzung folgt.)

Unnütz!

Eine Schirmflidergeschichte.

Von Hermann Stenz

(Schluß.)

Die Schirmflider hatten behördlich vier Wochen Aufenthalts-erlaubnis bekommen. Das war immer so, in großen Städten durften sie länger bleiben. Arbeit gabs die Menge. Der junge Reiner flidte die Schirme und Körbe, welche sein Weib und der ältere fünfzehnjährige Bub zusammentrugen. Der jüngere Bub kochte, schleppte Holz herbei und sößerte den Hamstern nach. Mit Sack und Spaten zog er auf die Felder und hatte einmal in einer Woche drei Hamsterbauten mit seinen vogelscharfen Augen entdeckt und ausgegraben. Zusammen an anderthalb Zentner Getreide holte er heraus und tauschte es gegen Mehl um. Sie und da brachte er auch manches in seinem Sack mit, das sicher nicht in einem Hamstereffel gelegen hatte. Große Kartoffeln, dicke Rüben und Krautköpfe.

Der alte Reiner sah den ganzen Tag am Feuer, schürte immer ein wenig nach und schlachte und brümmte dazu. Er hatte einigemal versucht zu arbeiten. Jedoch erwiesen sich seine Hände als zu zitterig und sein Sohn riß ihm unwirsch die Arbeit aus der Hand. Er solle das sein lassen, denn er verderbe doch mehr wie er gut mache.

Da hatte der Alte lauernd geantwortet. Dann begreife er nicht, warum man ihn noch füttere, wenn er doch nichts mehr schaffen solle und könne! Sein Sohn hatte kein Wort darauf erwidert: Der alte Reiner aber grübelte wieder nach, warum sich die Jungen seiner nicht schon längst erledigt hatten. Er begriff das einfach nicht!

Im Neujahr herum sollte er's erfahren. Der Fabrikant, dessen Wohnhaus neben der Fabrik stand, hatte bei der Behörde Beschwerde wegen der Schirmflider geführt und auf Räumung des Platzes durch diese gedrungen. Solche Nachbarschaft war ihm lästig. Es schlug ihm auf die Nerven, von seinem Platz am Tische des Speisezimmers aus, ständig diesen Haufen braunhäutiger Armut, diesen Klumpen arme Arbeit vor sich sehen zu müssen. Das Essen schmeckte ihm nicht mehr, seit er vor seinem Sitze aus, mit dem silbernen Besteck hanterend, bei jedem Blick, der ins Freie fiel, zuschauen mußte, wie diese Gesellschaft, niederträchtigerweise gerade immer um die gleiche Stunde, ihre Suppe pfropfte. Er wechselte mit seiner Frau den Tischplatz, so daß er dieses häßliche Bild im Rücken hatte. Aber das unangenehme Gefühl blieb. Zur Verkräftigung seiner Beschwerde hatte er angegeben, daß er sich in seinem Eigentum bedroht fühle und — die Sittlichkeit seiner beiden zwanzig- und achtzehnjährigen Töchter gefährdet sei.

Ersteres entkräftete der junge Reiner durch ein sauberes Leumundszeugnis, das er aus dem Wagenkasten, ganz zu unterst, herausstramte. Aus der Rocktasche zog er ferner ein Papier, welches bescheinigte, daß er den Ackerzinsel zum Preise von drei Mark und auf die Dauer von drei Monaten vom Eigentümer des Grundstücks gepachtet und bar bezahlt habe. Also berechtigterweise auf gemietetem Boden sitze. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Der zweite Grund jedoch wurde als stichhaltig anerkannt. Die beiden Ruben besaßen nämlich jeden Morgen nach Tagwerden, quasi barfuß bis an den Hals, eine Zeitlang um den Wagen herum. Das war ja nun für die beiden Bengel gesund und auch recht schön von ihnen, daß sie so auf ihre Abhärtung bedacht waren. Aber die Frau Fabrikant hatte die schrei koste Entdeckung gemacht, daß

ihre beiden Töchter um dieselbe Zeit immer eine besondere Geschäftigkeit am Fenster ihres Schlafzimmers entwickelten. Dieser Grund hatte dem Herrn Amtmann, welcher den Fabrikanten nicht ausstehen konnte, zuerst ein Schmunzeln und dann ein anerkenntendes: „Donnerwetter, die Teufelskerle!“ ausgelöst. Er mußte aber der Beschwerde nachgeben und verfügte auf Räumung des Platzes. Nun plötzlich begriff der Alte, warum man ihn fütterte!

Sie er auf Orte ließ sich gut sein. Aller Umstände halber. Die Gesellschaft hatte gleich zu Anfang beschlossen, am Plabe zu überwintern und alle Mittel in Bewegung gesetzt, um das zu ermöglichen. Hatte aber nicht mit der Sittlichkeit von Fabrikantentöchtern gerechnet. Ihnen kam nicht zum Bewußtsein, daß ein paar nackte stramme Ruben, die in der Dezemberkälte herumtollten, noch irgend jemand anderem wie sich selber warm machen konnten.

Aber die Schirmflider räumten nicht und der Fabrikant schrieb eine neue Beschwerde. Daraufhin erschienen eines Tages zwei blißblanke Gendarmen, um die Gesellschaft zu eskortieren. Diese schrie und lärnte zum Gottbrechen: Da drinnen im Wagen, da liege der todtrankte Großvater. Wenn die Gendarmen die Verantwortung tragen wollten, daß der alte, arme Mann auf dem Transport im schütterigen Karren sterbe, dann würden sie aufbrechen. Aber sie würden sofort alle Zeitungen der Stadt von dem Vorfall in Kenntnis setzen und die Oberbehörde auch! Der Alte im Wagen spielte seine Rolle vortrefflich. Er stöhnte und röchelte und winselte zum Erbarmen.

Die Gendarmen starrten sich mit frostblauen, verlegenen Gesichtern gegenseitig an und zogen dann verdutzt ab.

Der alte Schirmflider im Wagen wußte nun, warum ihn die Jungen noch fütterten, wußte, daß er noch zu etwas nützlich und war froh deshalb.

Er erhielt jetzt sogar ein Glas Schnaps pro Tag. Aber aus dem Sinnieren kam er doch nicht heraus. Was dann, wenn die vier oder sechs Wochen herum waren, wenn das Schlimmste des Winters vorbei war? Dann ließen sie ihn sicher irgendwo liegen und er konnte langsam verenden, wie ein krankes Tier. Das war es, wovor ihm graute, nicht vor dem Tod. Er wußte, seine Zeit war um.

Aber vorläufig war es noch nicht so weit und er hatte fleißig aufzupassen, daß er im Karren lag und jammerte, wenn der Gendarm erschien und nachschaute, ob er noch nicht bald transportfähig sei. So ging der ganze Januar drauf. Der Gendarm kam weniger oft und befaß nur, daß die Ruben ihre Promenaden einzustellen hätten. Was aber ziemlich überflüssig war, denn mittlerweile hatte eine wirklich grimmige Kälte eingeseht. Der alte Reiner schlief trotz Schnee und Kälte noch immer unter dem Wagen und befand sich dabei nicht schlimmer wie sonst. Auch in der ersten Februarwoche war die Kälte sehr hart. Aber die Jungen hielten bereits fleißig Ausschau nach Wind, Mond und Bögel.

Da eines Nachts unter dem Wagen liegend, hörte er, wie sein Sohn zum Weibe sprach: „Nächste Woche bricht das Wetter. Hebermorgen packen wir auf und fahren gegen die Bergstraße am Odenwald. In vier Tagen leisten wir's. Dort ist am ehesten Frühling und die rauhen Winde können nicht bei!“

Wie ein Blitz überkam es den Alten unter dem Karren. Er wußte nun plötzlich, was er zu tun hatte. Denn jetzt war er wirklich unnütz geworden, war den andern nur ein Hemmnis.

Leise zog er den alten Mantel vom Leib und legte ihn beiseite. Sofort spürte er kälter werden.

Nach einer Weile schob er den dicken Teppich hinweg und legte ihn zum Mantel. Grimmig schlug der Frost auf den alten Körper ein.

Dann wieder nach einer Zeit zog er den Rock aus und warf ihn ein Stück weit fort. Soweit es die kraftlosen Arme erlaubten. Alles schön langsam, nach und nach.

Dann schob er die Lumpen unter sich weg und warf sie unter dem Wagen hinaus.

Er war dabei müde geworden und sank auf den nackten Boden. Sein Körper krampfte sich zusammen, es fing ihm leise in den Ohren zu klingen und zu singen an. Dieses Klingen wurde immer stärker und verdichtete sich zu einer Melodie, welche er als junger Bursche oft am Lagerfeuer auf der Mundharmonika gespielt hatte. Es wurde ihm ganz leicht zumute, gerade wie wenn er schwebte.

Ein paarmal noch bewegte er den Mund und zog die knöchernen Finger zusammen. Das Klingen wurde leiser und verlör sich wie in der Ferne. — — —

Andern Tags fanden sie ihn tot unter dem Wagen. Unweit von ihm lag winselnd der Hund und hatte sich in den alten Mantel eingegraben.

Puy-de-Dôme.

Nach Sage und Auf der „Brocken“ Frankreichs, erdgeschichtlich an Rhön- und Fichtelgebirge erinnernd, historisch Teutoburger Wald — dem Meteorologen als erster Versuchsort der dem Barometer zugrunde liegenden Luftdruckerscheinung heilig, den Mineralogen und Geologen eine wahre Zauberkammer — das ist der Puy-de-Dôme, Kalkinationspunkt Frankreichs und seines Zentralmassivs, auf einem

Arboden, einer Insel gebaut, aus einem eigenen Material gebildet, das man nach ihm benannte, ein einzig geartetes Kriegsfeld der Erdkräfte (Petroleum) bedeckend — das sind erst einige der Titel, die dieser Berg trägt, dem wir entgegenzueilen.

Römische Künstler arbeiten Jahrzehnte, um auf seiner Kuppe einen Kolos von Gott zu bauen, der bis zum Rhein seine Ambeter und Pilger findet; um einen Tempel aufzurichten, zu dem alle Teile des Römerreiches Materialien liefern. Cäsar, der Unbesiegbare, findet in diesen Verhängen seinen „Aminius“, der den Glauben an die Unüberwindbarkeit der Römer und Cäsars zerstört und die zänkischen Gallierstämme erstmalig gemeinsames Handeln lehrt.

Welcher besonderen Art der hohe schöne Bergkegel ist, der sich dort in einer so eigenen edlen Koppform über seine breit hingeworfenen Nachbarn hebt, welche Schreden sich in diesen harmonischen Landschaften borgen, werden wir bereits an den Bergen gewahr. Schon in der Hauptstadt der Auvergne, in Clermont-Ferrand, fallen uns die porösen düsteren Basalte auf, aus den Kirchen, öffentliche und private Bauten bestehen — es ist Lavatuff. — Lavabroden rahmen die Straßen und Neger, Brunnen und Dorfmannern sprechen von dem Ueberreichtum des Puy-de-Dôme-Departementis an dieser ungemüthlichen Steinbildung. Schon bald hinter der Stadt sehen wir uns stärker an kritische Perioden der Gegend erinnert; in mächtigen Höhenzügen lagern Basaltströme, aufgerissen und in Teufels-Würfen über und durch prächtige Felder geschleudert. Inmitten und zwischen solchen Andern des Todes einer der reichsten Gärten Frankreichs, die lippige Limagne. Veruchen wir, im Anstieg über ein wüstes Lavafeld am Sockel des Puy-de-Dôme uns über das Gelände und seine Art zu unterrichten. Im Wege und mehr noch im Aufstieg sehen wir Kuppe an Kuppe gereiht, in langer Kette bis zu der hohen Mauer der Mont'orgruppe laufend, auf und ab von kleineren Erhebungen, die sich direkt aus der Ebene heben, begleitet. „Das Zentralplateau“, sagt mit umfassender Armbewegung der Begleiter. Was versteht er darunter? Er geht mit dem Bild weit zurück in die Geschichte der französischen Erde, in eine Zeit, in der Europa und mit ihm Frankreich vom Ozean überwoigt war und nur mit den härtesten Urgesteinbergen, als Inselgruppen, daraus hervorsah. Aus solchem Urgestein (Granit, Feldspath, Quarz, Glimmer) besteht aber der gesamte Sockel dieser Gruppen des Puy-de-Dôme, während alle anhängenden Lande jüngeren Ursprungs sind; da diese Auvergne also den Kern des Landes darstellt, heißt sie „Zentralplateau“.

Der Weg geht nun durch hohe Farn, denn wir verschmähten die Automobilbergstraße und ziehen quer über den Sockel auf den ersten Bergabhang. Das sind merkwürdige Prärten. Große fette Goldzerzen stehen mannshoch, hart und gries sind die Farn — weder die Erdbeere, so häufig an den zurückliegenden Hängen, noch die Brombeere findet sich in diesen starken Büschen von Ginstergrün. Ermüdend oft stößt der Fuß auf einen staubigen eisenfarbigen, eisenharten Block-Lava. Das ist ein breites Feld, steril für die Bodenbearbeitung, geringwertig selbst als Weide. In der Sonne steigen Erdpeddünste auf, Ausdünstungen des vulkanischen Gesteins. Auf jeden Schritt schlagen die Büsche zusammen und, immer im Anblick des platten hohen Berggastes, haben wir fast eine Stunde Arbeit, um den rückwärts herankommenden Fahrbaum zu gewinnen. Die Kuppe trägt im moosigen Zell einen fleischrot schimmernden schräg verlaufenden Schnitt, das ist der Dammbau der Bergbahn, die in einer Spirale hinaufführt. Die grüne Welleitung des Puy ist sonst gleichmäßig, kein Kraterausbruch ist sichtbar, nur in der Höhe des eng angebauten Nachbarvulkans sind Ausbrüche und Lavastürze zu sehen.

Die Fahrstraße geht nun zur Nordseite, und nordischer Wald, mit Tannen und Nichten dunkel mit seinem glatten moosigen Grund umfängt uns. Wie „hinter den Kalkstein“, ist die Generie verändert. Grob und unbefleidet, chaotisch liegen die grellen Blöcke in ihrer fleischroten Färbung. Die Fahrstraße hört auf. Der Weg führt nun in schnellen Wendungen durch diese Felsenbauten. Immer merkwürdiger mutet uns in der abfallenden Ebene diese schurgerade Kette von Kuppen an, auf denen wir teilweise Wasserpiegel blicken sehen. Die Mehrzahl ist abgeschritten und ausgehöhlt; gleich der Nachbarberg zur Linken zeigt einen tiefen Kratergrund.

Man zählt insgesamt vom Puy-de-Dôme 70 solcher vulkanischer Erhebungen, von denen 50 einen Krater besitzen. Also gab es hier eine langgezogene Ausbruchsstelle des Erdinneren? Derlei gibt es auch anderen Orts. — Die Vulkane des Puy-de-Dôme-Gebiets sind etwas komplizierteren Ursprungs. Die meisten sind verhältnismäßig jungen Datums. Man nennt sie „moderne Vulkane“. Wo gibt es hier auch ältere? Darin liegt in der Tat der große Reiz dieses Zentralplateaus für den Geologen, der aus der Zusammensetzung der Schichten und Lagen ganz genau bestimmt, welche Schwärze der Boden erfuhr. Hier ist z. B. ein solcher vulkanischer Kegel, der im unteren Teil aus geschmolzenem Urgestein gebaut ist und darauf Lagen mit jüngeren Eruptionsmassen trägt, so daß also die Lagen zweier verschiedener Krifen durch eine dritte Krife aufgetrieben wurden. Andererseits finden sich junge und alte Ausbrüche verwachsen, über- und untereinander. Man hat die deutlichsten Zeichen, daß hier Vulkane auf älteren Vulkanen stehen, daß auch diese, deren Krater im Sockel der gegenwärtigen aufzustöbern sind, nur eine Spanne Zeit in einer Periode größerer Katastrophen einnahmen.

Daß es sich nicht um eine verhältnismäßig bescheidene Erdwunde handelt, sondern daß ein ganz gewaltiger Brandherd hier

lag, wird uns aus den Mengen der Lavaklöße verständlich. Die Lava des Puy-de-Dôme läßt sich auf 12—15 000 Meter Länge verfolgen. Die Masse, die der Vulkan des Montfiniere auswarf, wird auf 447 Milliarden Kilogramm angegeben, während der Aetna in der bedeutendsten Eruption von 1669 nur 364 solcher Milliarden von Kilogramm auswarf. 148 Milliarden Kilogramm warf auch der Krater des Gravenire-Vulkans aus. Die Auswürfe der alten Vulkane aber liegen uns in ihrer Mächtigkeit in wahren Höhenzügen von Basalt vor Augen. Bemerken wir, zum Verständnis jener Auswurfmassen, daß die größte Pyramide, deren Sockel 4 Hektar umfaßt, deren Höhe dabei 145 Meter ist, erst 6 Milliarden Kilogramm an Gesteinsmasse darstellt — so daß nur eine dieser Eruptionen im Puy-de-Dôme-Gebiet die Masse von 72 solcher Pyramiden ausstieß.

Lecoq, der der Erforschung dieser Vulkane sein Leben weihte, glaube in seinem Vortrag vor der Pariser Akademie der Wissenschaften die Zahl der Eruptionen in diesem Gebiete auf mehrere tausende beziffern zu können. Der vulkanische Charakter des Zentralplateaus ist erst seit 160 Jahren bekannt; daher sind die Ereignisse nur in sehr großen Zügen markierbar. Waren die Urgebirge vielleicht von Macht und Höhe der Alpen, deren höchste Gipfel, z. B. Montblanc leicht mit seinem weißen Körper vom Puy-de-Dôme zu sehen ist und deren Massiv nicht zu fern liegt? Explosionskrater finden wir selbst in diesen „modernen“ Vulkanen, bei denen Wassereinträge die Berge zersprengten und sich aus dem Krater ein Seebassin bildete. Danach aber muß das Meer weit zurückgetreten sein, denn nur Süßwasser-Niedererschläge sind am Boden jüngerer Datums beteiligt.

Die fruchtbare Lomagne bildete dann im Wechsel von Tropen- und Eiszeit wiederholt einen großen Binnensee; der Wechsel tropischer Vegetation und ihrer Fauna — mit der Glazialzeit ist durch Kohlenföde und sehr charakteristische Landtiereinbettungen im Kalkstein bekundet. Der mittelländische Elefant befindet sich in den Ablagerungen der einen Periode, Mammutfreste, Renntiere und Spuren des ihn jagenden Menschen in der anderen. Panther, Löwen, Flußpferde, Eidechsen mit Schuppen wie Krokodile, Zibet- und die bekannnten „Vorinsektischen“ sind in Mengen aufgefunden. Die Arbeit dieser Binnengewässer ist es, die die Zerstörung und Vertragung der Eruptionsmassen besorgte und die Bildung aller jener neuen Verbindungen der Gesteine verursachte, die den Mineralogen wundert und erfreut. Den letzten Ausbrüche, denen im letzten Stadium bereits der Mensch bewohnte, verdankt der Puy-de-Dôme und seine Umgebung seine Entstehung. Da er selbst keinen Krater zeigt, wie kam er zu seinen 1800 Metern, mit denen er die ganzen übrigen Gipfel überragte? Noch acht andere der Kegel sind ohne Krater; alle sind aber darin gleich, daß sie einem anderen, mit Krater versehenen Kegel eng angegliedert sind. Von der Kuppe blicken wir auf den Gefellen des Puy-de-Dôme, den „kleinen“ Puy-de-Dôme, mit seinem mächtigen Krater „Nid de la Poêle“ (Nest der Henne). Alle diese sind durch enorme Eruptionen als aktiv tätig kenntlich. Es ist auch gut ersichtlich, daß ihre Ausbrüche den Unterbau des Nachbarberges durchdrachen, und so ist der Schluß zu ziehen, daß der Puy-de-Dôme eine durch vulkanische Kraft erfolgte Erhebung des Urgesteins mit den auf ihm lagernden älteren Eruptionsmassen und jüngeren Ablagerungen darstellt, alle durch Feuerzerglüht verschmolzen zum „Domit“, wie man nach dem Puy-de-Dôme diese Trachtart nannte.

Ob sie nun Ruhe geben? Lecoq glaubt, daß wir keinerlei Garantie haben, daß ihre Ruhe nun ewig währt und die Krisen, die diese Berge bildeten, die letzten waren.

Wir sind nun lange auf der Kuppe, die ein ausgedehntes Plateau darstellt. Das Observatorium trägt eine Erinnerungstafel an jenes berühmte Experiment Blaise Pascals, über die gefekmhäufige Veränderlichkeit des Luftdrucks in verschiedenen Höhen und ihre Verwendbarkeit zur Höhenmessung.

Weit anziehender ist ein Krümmersfeld, nicht sehr geschmackvoll eingegittert und als Nationaleigentum bezeichnet. Es sind die Reste jenes Tempels der römisch-gallischen Periode. Der Tempel stand in noch erkennbaren mehrstöckigen Terrassen auf jonischen Säulen in weißem Marmor. Die Marmorarten Italiens, Griechenlands, Ägyptens und Syriens, rote und grüne, Porphyre, Syenit, Granit und Mosaik waren in tausend Farben darin verarbeitet worden. Man hat noch Friesbruchstücke gerettet, die Genien zeigen, mit Löwen und Delfinen spielend. Die Zerstörung des Merkurtempels ist durch germanische Einbrüche erfolgt, die angeblich unter der Wirkung der Christenlehre handelten. Dem heidnischen Tempel folgte ein christlicher, diesem aber ging es noch schlimmer; er kam in den Ruf, den Hegen zweimal wöchentlich als Sammelplatz zu dienen; zahlreiche Hexenprozesse beziehen sich dementsprechend auf den Puy-de-Dôme und brachten ihn für einige Zeit in Verfall.

Hatte uns schon von unten die gleichmäßig ebene Senkung des Berges gelockt, direkt aufzusteigen, so wollten wir wenigstens diese Linie vom Gipfel zum Sockel abwärts erproben. Wir winden uns durch allerhand abratende Gatter und Verbote, und noch lockender liegt die mit dichtem Grün gedeckte Felswand vor uns, wie die Seiten eines Kapfuchens abgehend. Im Anblick der zahlreichen merkwürdigsten Fülle und Farbe erinnern wir uns, daß wir über der 1500 Meter-Zone sind, die die Alpenpflanzen zu Bewohnern auch dieser Kuppe macht, so die Flora des Puy-de-Dôme, die an sich schon exotische Stieber, selbst solche des „Toten Meeres“ hat, noch um 100 Arten vermehrend.

Es ist doch ganz erstaunlich anstrengend, das ganze Gewicht des Körpers so behutend von Fuß zu Fuß zu balancieren, zumal ein „Laufenlassen“ rapiden Sturz bis zum Fuß des Berges, also Genickbruch bedeutet. Unersehens liegt man doch rücklings, zufällig auf der Reisedecke, und das Ganze setzt sich automatisch in Bewegung, worin man, nach anfänglichem Erstaunen, einwilligt. Man geht es über die weichen Kräuter, will aber der Zaubermantel zu schnell gleiten, so liegen schon einige Steine bereit, ihn zu hemmen, und einige Blöcke, zu geruhjamer Betrachtung des Berges zu laden. Heidelbeerkraut steht in dichten Gebüsch bis zur Tiefe.

Wir sind nun in der Zone der Kufsbäume, ändern den Kurs, diese als Rückenbedeckung nehmend, und unser Zeugrodol kommt in dem Lavageröll des Bergunterlaufes von selbst zum Stehen. Wie unbedeutend diese großen Höhen in der Nähe auch wirken — mit jedem Kilometer Distanz stadtwärts wächst der Eindruck von Größe und Bedeutung und von der Stadt aus gesehen ragt er hoch, edel und von der zarten Dunsthaube umgeben, die ihn „wolkenfern“ thronen läßt.

P. G.

Kleines feuilleton.

Musik.

Wie Webers „Freischütz“ entstand. Webers „Freischütz“ ist die vollstimmigste aller deutschen Opern. Keine andere ist dem deutschen Volke so ganz aus dem Herzen gesungen, wie dies innige Meisterwerk deutscher Romantik. Wer erinnert sich nicht aus seines amäntanten Schilderungen, wie die Volkstümlichkeit der Weberschen Oper schließlich beinahe zur Plage wurde, wie man, als sie in Berlin neu und allerletzte Mode war, nirgends dem Jungfernkranz aus weißblauer Seide entgegen konnte! Menschenalter sind seitdem dahingegangen, der „Jungfernkranz“ ist keine musikalische Landplage mehr, aber der „Freischütz“ blüht in unverwiltlicher Frische.

Oskar Die läßt in diesen Tagen bei S. Fischer in Berlin ein umfangreiches Werk über die Oper erscheinen, worin er auch die Entstehung des Weberschen Meisterwerkes schildert. Weber hat bereits seine Jugendoper hinter sich. Er sitzt in seinem idyllischen Wingerhäuschen zu Klein-Hofertowitz bei Dresden, das unter seinen Späteren die meiste Musik zu „Freischütz“, „Euryanthe“ und „Oberon“ hat entstehen sehen. Aus einer schöngeistigen, sehr gemischten, literarischen Gesellschaft, genannt der „Dichtertee“, besucht ihn bisweilen ein Schriftsteller Friedrich Kind, so angesehen, wie er heute belächelt ist, der, man weiß nicht wie, ein „Landleben von Dicks“ gedichtet hatte und der unfreiwillige Vater der romantischen Oper wurde. Die Sache war früher schon angeregt, jetzt wurde sie spruchreif. Den Grundstoff nahm man aus einem Geistesbuch Apels, wie so oft solche Schmölter in der Hand von Komponisten Träume geweckt haben. Kind tat, was er konnte. Weber strich ihm die ersten Szenen, in denen Agathe den Eremiten besucht, und stimmte ihm dafür zu, den Schluß persönlich zu machen, während bei Apel der arme Freischütz im Irrenhause stirbt. Man bekam schließlich eine Dialogoper fertig, die Weber recht zu lieben begann und Graf Brühl in Berlin endgültig bestellte. Weber nahm ganz naiv zunächst die Szenen vor, in denen Knechtchen auftrat, denn das war gleichsam seine Frau, dann das Hebrige außer der Reihe und fügte in Berlin noch die Arie Nr. 18 hinzu.

Und dann fand in dem neuerbauten Schinkelschen Schauspielhaus zu Berlin am 18. Juli 1821 die Erstaufführung statt. Es war ein Ereignis in der deutschen Kunstgeschichte, das deutsche Volk gewann an diesem Abend seine erste ganz deutsche Oper, und eine völlige Umwälzung ging in den musikalischen Köpfen jener Zeit vor sich. Doch fand der „Freischütz“ auch manchen Widerspruch: bei C. F. A. Hoffmann und bei Spohr, die vor ihm versucht hatten, so etwas wie romantische Opern zu machen, bei Heller aus Konserbativismus — aber er setzte sich gegen Reid und Reaktion durch. Weirhoden sagte: „Das sonst weiche Mäusel, ich hätt's ihm nimmermehr zugetraut. Nun muß der Weber Opern schreiben, gerade Opern, eine über die andere und ohne viel daran zu knäueln. Der Kaiser, das Urtier, steht da wie ein Haus. Ueberall, wo der Teufel die Taten reinstreckt, da fühlst man sie auch.“

Seihsunde.

Ein Jubiläum der Wissenschaft. Wenn am 14. November das berühmte „Institut Pasteur“ unter Anteilnahme der wissenschaftlichen Kreise aller Länder sein fünfundsingzigjähriges Jubiläum feiert, so geht dies Erinnerungsfest keineswegs allein Frankreich an. In der Tat ist das seit dem Jahre 1888 bestehende Institut eine internationale Gründung, an der sämtliche großen Kulturländer, nicht in letzter Linie Deutschland, beteiligt gewesen sind. Nachdem Louis Pasteur durch seine aufsehenerregenden Versuche die Wirksamkeit der Schutzimpfung gegen Tollwut nachgewiesen, nachdem seine medizinischen Theorien in der antiseptischen Behandlung bei chirurgischen Eingriffen und der Befiegung des gefährlichen Kindbettfiebers sich glänzend bewährt hatten, eröffnete die Pariser Akademie der Wissenschaften eine internationale Subskription, deren Betrag (etwa 2½ Millionen Frank) zur Errichtung einer „Versuchsanstalt zum Studium der ansteckenden Krankheiten“ unter Leitung Pasteurs verwendet wurde.

Der damals schon hochbetagte Gelehrte konnte dem mit allen modernen Hilfsmitteln ausgestatteten Institut bis zu seinem am 28. September 1895 erfolgten Tode vorstehen. Von seinen direksten Mitarbeitern sind ihm Duclaux, Chamberland, Rocard, Grandier in die Grust gefolgt, Emile Roux und Metchnikoff, Gelehrte von Weltruf, leiten noch heute die Arbeiten.

Den Umfang und die Schwierigkeit dieser wissenschaftlichen Versuche vermag man ungefähr zu ermessen, wenn man die seit 1887 herausgegebenen 27 voluminösen Bände der „Annales de l'Institut Pasteur“ sowie die zahlreichen Mitteilungen durchblättert, die das Institut den gelehrten Gesellschaften des In- und Auslandes hat zugehen lassen. Mehr als 2000 Schüler (darunter Hunderte von anerkannten Gelehrten) haben im Verlauf der fünf- undzwanzig Jahre in der Anstalt der Rue Dutot und dem nahebei in der Rue de Saugirard errichteten „Hôpital Pasteur“ ihren bakteriologischen Studien nachgehen können. Von den praktischen Resultaten der Arbeiten seien erwähnt: Vorbeugungs- bezw. Heilserum gegen Diphtheritis, Starrkrampf, Gesichtskrose, Kindbettfieber, Durchfall, Pest, Hirnhautentzündung, Vergiftung durch Schlangengiß, Rückfallfieber, Schlafkrankheit, ansteckende Krankheiten der Haustiere (z. B. der Schafpocken). Sodann sind die Umwälzungen zu nennen, die das Studium der antiseptischen Substanzen und der chemischen Arzneimittel in der Chirurgie (Sterilisation der Luft und des Wassers, Aseptisation der Haut und der Schleimhäute) hervorgerufen hat. Schließlich sei darauf hingewiesen, wie die bakteriologischen Forschungen eine ganze Reihe von Industrien (Brauerei, Destillation, Lohgerberei usw.), ferner die Milchwirtschaft und den Ackerbau mit neuen Methoden ausgestattet und damit weit ertragreicher gemacht haben. Es versteht sich von selbst, daß die hervorragenden Forscherarbeiten, durch die sich auf all diesen Gebieten gleichzeitig die nichtfranzösischen Gelehrten, vor allem die deutschen Mediziner, ausgezeichneten, hier nicht geschildert werden sollen; aber was die bahnbrechenden Arbeiten Pasteurs für sie als Anregung und Leitziele bedeuteten, haben Männer vom Range eines Robert Koch, Gaffky, Wehring, Löffler, Ehrlich, Wassermann u. a. oft genug neidlos anerkannt.

Erinnern wir schließlich an die zahlreichen wissenschaftlichen Expeditionen, die vom Institut Pasteur speziell in die Tropengebenden zum Studium der verheerenden ansteckenden Krankheiten (Pest, Cholera, Malaria, gelbes Fieber, Lepra, Schlafkrankheit) entsandt worden sind und deren Mitglieder nicht selten mit wachem Heroismus um die Durchführung ihrer schwierigen Aufgabe zu kämpfen verstanden. Großmütige Spenden bewiesen, daß der Wert der Anstalt gebührend gewürdigt wird. Ihre Arbeiten befaßten sich gegenwärtig hauptsächlich mit der Bekämpfung der Syphilis, des Krebses, der Lepra, der Tuberkulose. Wenn man erwägt, daß der letzteren von hundert Personen, die zwischen dem 20. und 40. Lebensjahre sterben, allein 42 Menschen zum Opfer fallen, so wird man abschätzen können, was die Forschungen des Instituts Pasteur für das Wohl der gesamten Kulturwelt bedeuten.

Technisches.

Die Tragweite des Eiffelturms. Hat das großartige Bauwerk des Eiffelturms schon früher der Wissenschaft manch wichtigen Dienst geleistet, so ist seine Bedeutung gleichzeitig für die Wissenschaft und für den Verkehr erst durch die drahtlose Telegraphie zu voller Entwicklung gebracht worden. Er hat für diesen Zweck einen vorzüglichen Posten dar, wie er in anderen Ländern erst hat geschaffen werden müssen. Der Eiffelturm ist jetzt mit mehreren Vorrichtungen für die Entsendung elektrischer Wellen ausgestattet. Die älteste, mit Funken von 10 Kilowatt, reicht nur 1000 Kilometer bei Tage und 2000 Kilometer bei Nacht. Dann wurde eine zweite mit Funken von 40 Kilowatt 1910 errichtet und leistet 2500 Kilometer bei Tage und 4000 Kilometer bei Nacht. Das sind jedoch Mindestziffern, denn die Signale sind gelegentlich auch bis zur mexikanischen Marinestation in Arlington bei Washington 6800 Kilometer weit übertragen worden. Dazu kam 1911 ein Apparat mit musikalischen Funken von 10 Kilowatt, deren Reichweite ebenso groß ist wie die des vorigen, jedoch auch 6000 Kilometer weit bis zu dem großen transatlantischen Posten an der Eisbucht in Kanada hinübergelassen hat. Jetzt ist eine vierte Station auf dem Eiffelturm im Bau begriffen, die noch weit mehr leisten soll. Sie wird mit 150 Kilowatt arbeiten und einen regelmäßigen Dienst Tag und Nacht bis auf wenigstens 6000 Kilometer Abstand durchführen. Dadurch würde also eine ununterbrochene Verbindung mit Kanada und wohl auch mit den Vereinigten Staaten gesichert sein. Wie weit die Signale der neuen Station nachts reichen werden, muß erst die Erfahrung lehren. Bisher bedeckte die Herrschaft des Eiffelturms ein Gebiet von 5000 Kilometern im Durchmesser. Derselben über 4000 Kilometer sind nachts regelmäßig übertragbar gewesen, oft sogar bis 7000 Kilometer. Die Leistungsfähigkeit hängt sehr von der Bitterung ab. Zuweilen ist die Verbindungsmit Arlington tadellos und dann plötzlich wieder ganz unterbrochen oder durch das Ausbleiben einzelner Worte gestört. Die neuesten Apparate sollen nun eben diesem Uebelstand abhelfen und durch eine vierfache Energie die transatlantische Telegraphie ohne Draht von der französischen Hauptstadt aus zu einem absolut sicheren Verkehrsmittel machen.